

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 8

Artikel: Die Feuerprobe
Autor: Persich, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jener Bauern in früheren Zeiten erfahren wolle. Wie er sich nun in die Werke, die ihm der hilfsbereite Archivar empfahl, versenkte, bedeutete das für ihn eine tiefe Bereicherung. Geschichte war ihm jetzt nicht mehr nur toter Ballast, sondern lebendiges Geschehen, in das seine Ahnen verwoben waren.

Nach einem halben Jahr mußte er sich freilich mit Bedauern von diesen Bemühungen um die Geschichte trennen; denn in der Ferne tauchte ein Examen auf. Ein guter Abschluß seines Chemiestudiums war dringlicher. Er verschob

also den Gedanken ans Schreiben einer Familienchronik auf spätere Zeiten, vielleicht auf den, wie er hoffte, pensionsberechtigten und muße reichen Lebensabend. Aber das, was er eigentlich immer gesucht hatte, hatte er bereits gefunden, nämlich die sichere Ueberzeugung, daß er dazugehöre zur Eidgenossenschaft, und zwar nicht nur durch sein Blut, das ja allerdings nicht ganz rein schweizerisch war, sondern mehr noch dadurch, daß er geistig Vergangenheit und Gegenwart des Landes in sich aufgenommen hatte und zu ihr Ja sagen konnte.

Die Feuerprobe

Von Walter Persich

Der Dezember des Jahres 1887 schlägt feuchtkalte Tücher, grau in grau, um den Stephans-turm. Jeden Vormittag geht im Theater an der Wien die Probenheg' vorwärts, und Meister Johann Strauß, der Gutmütige, läßt die Schauspieler und Sänger kritteln und wünschen, was sie wollen. Wenn ihnen eine Tonpassage, ja, ein ganzes Lied in seiner neuen Operette „Simplicius“ nicht paßt, läßt er den Bogen über die Saiten gleiten und spielt ihnen vor.

„Na — g'fällt das mehr? Wir werden's schon recht machen!“

Aber wie immer, wenn einer sich zu viel um die Zustimmung anderer bemüht, macht es Strauß keinem recht! Jeder hat nun was zu wünschen, zu ändern, und noch am Vormittag des 17. Dezembers, dem Tag der Premiere, geht es auf der Generalprobe so bunt zu, daß schließlich der Direktor am Nachmittag mit einem gesalzenen und gepfefferten Donnerwet-ter dazwischenhaut und den Darstellern verbietet, ihm seinen Meister völlig konfus zu machen!

„Jetzt wird g'sungen, wie's steht, damit basta! Am Abend soll er doch auch noch dirigieren!“

Schmollend machen sich alle wieder an die Arbeit und endlich wird die Kostümprobe zu Ende geführt.

Erst im Späldämmer kommt Strauß mit einem Fiaker vor seiner Wohnung an, vollkommen abgekämpft, kann er endlich die Mittags-

mahlzeit mit Adele, die schon kummervoll mit den Backhändeln wartet, einnehmen.

„Sie sind mir fast auf dem Feuer verröstet!“ sagt sie entschuldigend — — — „Ich hab' wie auf glühenden Kohlen am Fenster g'essen und g'schaut, ob du immer noch net kommen willst!“

Strauß nimmt sie in den Arm.

„Daß gut sein, Liebes — haben wir dies überwunden, wird auch heut' abend die Feuerprobe uns nicht enttäuschen! In drei Stunden sind wir soweit — — — oh, ich bin verliebt, verliebt in die Partitur!“

Gleich nach dem Mahl stürzt er begeistert ans Harmonium, um nochmals die Hauptlieder durchzuspielen. Wenn nicht Adele Frack und Schleife schon bereit hätte, würde er gar zu spät ins Theater kommen.

Im letzten Augenblick erscheint er auf dem Podium vor dem Orchester. Der Orkan des Beifalls umbraust ihn. Jubelrufe treffen sein Ohr — Adele hat eben ihren Platz in der Loge eingenommen. Noch ein nickender Gruß zu ihren schönen Augen, dann hebt er die Hand, und die Klänge flattern auf und losen und tänzeln — der Vorhang schwebt aus dem Rampenlicht nach oben. Das Spiel beginnt mit Glanz und Gesang. —

Ja, nach dem Abschluß haben die Leute geklatscht, doch Strauß feines Gehör vernimmt die Nuancierung — es ist ja nicht seine erste Premiere! — Da fehlt ein Etwas! Es ist nicht die

große, gewaltige, zündende Zustimmung. Nichts will er sich darüber vorlügen: die Premiere wird nicht die Hoffnung erfüllen. Die ganze Arbeit ist vertan — zehn, zwölf Aufführungen, und aus wird's sein! Im Musikerzimmer spricht er auf die Leute seines Orchesters ein, läßt sein ganzes liebenswertes Temperament losbrausen gegen ihr gleichmütiges musikalantisches Handwerkerturn.

„Kommt nicht auf mich an, Freunde. An euch liegt der ganze Erfolg! Eure Geigen, eure Klarinetten und Posaunen müssen klingen, daß die Menschenl in den Himmel schweben. Laßt mich net im Stich; gebt's euer Bestes, was auch immer geschieht — bläst und pfeifelt, als ging's um Tod und Leben!“

Er hat in der Pause kaum Zeit, Adele die Hand zu drücken, da schrillt schon die Glocke.

Die Musiker finden sich auf ihren Plätzen ein, die Instrumente sind gestimmt. Strauß hebt die Hand — — — Da gelst aus dem Theater der Ruf:

„Feuer — — Hilfe — — — Feuer!“

Eine Sekunde fällt bleiern über alle Menschen rundum, dann klappen Sitze, kreischen Frauen, dröhnen Männerstimmen. Schon sinken die Hände der Musiker, werden auch ihre Gesichter angstvoll —

„Feuer!“ gelst es wieder, „Feuer!“

Und der Tumult bricht los, als sei man in allen Höllenlärm hineingeraten.

„Habt ihr's net versprochen, auszuhalten?“ zischt Strauß.

„Jetzt müssen wir grad siegen, jetzt ist jeder von euch ein Soldat der Musik, jetzt müssen wir kämpfen! Los — — — —“

Ganz scharf zeichnen sich seine Rinnladen ab, als er den Einsatz gibt. Zögernd folgen die Musikanten. Der Lärm hinter seinem Rücken ebbt nicht ab.

Was tun — soll die ganze Premiere verloren sein, Panik zu Tod und Elend führen? Die Feuerleute stehen doch bereit, der große Alarm ist nicht gegeben. Also kann's nicht gefährlich sein.

Schnell entschlossen reißt Strauß dem nächsten Geiger das Instrument aus der Hand. Mit zwei Sätzen hat er die Bühne erreicht, steht vor

dem Vorhang, preßt die Violine ans Kinn und feuert ein Fortissimo los, daß es eine Lust ist.

Jetzt hat er seine Leute wieder in der Gewalt. Mit Wimperzucken, kleinen Kopf- und Armbewegungen leitet er jedes Instrument zu höchster Leistung. Die angstvollen Menschen im Theater sehen ihn stehen und verharren erstaunt in den Sitzreihen, mitten in ihrer begonnenen Flucht.

„Der Strauß geigt selbst!“ rufen die Leute sich zu, und schon übertönt die Musik den angstvollen Radau im Parkett, schon wirkt seine Beherrschung: wenn der Strauß Musik macht, kann doch keine Gefahr sein!

Man riecht den Brand, sieht auch an einer Tür eine züngelnde Flamme, doch daneben schon den Mann mit dem Brandhelm und der Haus- spritze — — Es ist wohl gar nicht schlimm, der Strauß spielt ja auf, und er steht mit der Geige am Kinn vor dem Vorhang. Das muß man doch erlebt haben!

Die aufgesprungen waren, flüchten wollten, halten den Blick zu ihm gerichtet. In ihren Ohren dringt das prächtige, glühende Spiel, der große, himmelsstürmende Zug des Orchesters — sie staunen über den Meister und stehen und schauen und lauschen, und welche sehen sich schon leise wieder. Aber er will, er muß sie alle zwingen, der Strauß!

„Im gefährlichsten Walzertakt“ — so schreibt später ein Morgenblatt — „geht es über Stock und Stein. Seine düstere Gestalt ragt hoch empor. Die Bogenspitze ist überall voraus. Es kommt eine elegische Stelle, da hebt und senkt sich der Bogen in langen, reichen Wellenschwüngen, ihm folgt die Hand, der ganze Arm, und schließlich wiegt sich der ganze Johann Strauß in seinen Hüften hin und her. Dann folgt ein rascheres Tempo. Der Bogen bekommt einen geheimen Impuls, er nimmt einen gewaltigeren Glanz, im Zickzack springt er rechts und links, er hüpfet auf und ab, immer rascher, der ganze Mann schlägt mit dem Bogen den Takt und der Bogen seinerseits mit dem Manne. Das Tempo wird stürmisch. Johann Strauß legt sich mit aller Wucht ins Zeug. Er nimmt den Bogen, wie der Fechter den Säbel, er schlägt den

Takt nicht mehr, er haut ihn! Das ist ein in Musik gesetztes Gefecht um Tod und Leben!"

Was der Zeitungsrezensent, verwandelt durch das bannende Erleben, in beinahe dichterischem Begeistertsein schilderte, hat damals jeder Mensch im Theater empfunden! Kreidebleich hat Adele diesen verzweifelt mutigen Kampf des Gatten erlebt, so hat der Meister seine Musiker gestraft und niedergezwungen in den Dienst der Frau Musika!

Hatte er nicht zu ihnen gesagt: und wenn es um Leben und Tod geht?

Wäre das Feuer dahergeraust, unaufhaltjam

— — Meister Strauß wäre fiedelnd und hüpfend ein Opfer der Flammen geworden — —

Die Vorstellung geht weiter, nach bleibt nur ein kleiner, heizender Geruch des in Ruhe gelöschten Brandes. Es wird ein mittelmäßiger Erfolg. Adele streicht in der Nacht dem Manne das wirre Haar aus der Stirne: „Deine Meisterprobe, Johann, war es heute nicht, aber tröste dich! Die Musiker sehen in Dir dennoch den Meister. Du hast bewiesen, wie du die Menschen mit deinem Glauben und deiner Kraft beherrscht. Deine Feuerprobe hast du nun für alle Zeit bestanden!"

Der Sonderbundskrieg vor hundert Jahren

Der Sonderbundskrieg verdient unser volles Interesse. Es kann sich nicht darum handeln, vernarbte Wunden aufzureißen, aber wir müssen uns Rechenschaft über die Ereignisse geben, die zu dem blutigen Konflikt führten, um das Verständnis für die Entwicklung unseres Staates zu vertiefen. In den geschichtlichen Darstellungen ist das Bild der Sonderbundspartei oft verzerrt worden.

*

Das Jahr 1815 brachte uns nicht nur die Anerkennung unserer immerwährenden Neutralität, sondern auch den durch Bundesvertrag zwischen den 22 souveränen Kantonen geschlossenen Staatenbund. Schon während der Restaurationszeit fand dieser Vertrag scharfe Kritiker. Die im Jahre 1832 von der Tagsatzung beschlossene Revision endigte leider mit einem Mißerfolg. Gegen Ende der 30er Jahre bildete sich innerhalb der liberalen Bewegung ein extremer linker Flügel, dessen Vertreter Radikale genannt wurden. Gegenüber der Kirche brachten sie den schroffen Souveränitätsanspruch des Staates zur Geltung.

Die im Jahre 1841 im aargauischen Großen Rat beschlossene Aufhebung der Klöster des Kantons erregte gewaltiges Aufsehen. Die Tagsatzung erklärte sich aber, im Widerspruch zum Text des Bundesvertrages, mit schwachem Mehr befriedigt, als der Kanton wenigstens die Frauenklöster wieder dem Betrieb übergeben hatte. Ein Gegenstück war die Jesuitenberufung

nach Luzern, die im Herbst 1844 perfekt war. Sie wurde schon damals auch von katholischer Seite scharf kritisiert. Als Reaktion erfolgten die Freischarenzüge, die beide mit einem Mißerfolg endigten. Dessenungeachtet schlossen die sich bedroht fühlenden Stände im Dezember 1845 den Sonderbund. Die drei Urkantone, ferner Zug, Luzern, Freiburg und Valais, verpflichteten sich, gemäß Bundesvertrag, gemeinschaftlich alle Angriffe auf ihre Souveränität mit allen Mitteln abzuwehren. Geistiger Schöpfer des Bundes war Siegwart. Der Artikel 6 des Bundesvertrages schloß separate Bündnisse zwischen einzelnen Kantonen nicht aus. Die Sonderbundskantone handelten aus Notwehr, in ihrem Widerstand gegen jede Veränderung des Bundesvertrages hatten sie das formale Recht auf ihrer Seite. Mit der Bildung einer dauernden Schutzvereinigung verletzten sie aber gleichzeitig den Bundesvertrag, der eine dem allgemeinen Bund nachteilige Verbindung untersagte. Die Behandlung der Frage vor dem freiburgischen Großen Rat im Juni 1846 führte zur Publizität, und die Opposition wandte sich an die Tagsatzung. Die Bildung einer gegen die Sonderbundskantone gerichteten Mehrheit hing von der weiteren politischen Entwicklung in einzelnen Kantonen ab. Nach dem Umsturz in Genf und der Niederlage der Konservativen im Mai 1847 in St. Gallen war die erforderliche Mehrheit gesichert.

Um diese Zeit übernahm Ochsenbein als Prä-